



ICH, BEISPIELSWEISE, bin heute bereit, offen und laut zu sagen: die Juden haben ein historisches Recht auf einen Teil Palästinas. Eure Urväter waren hier. Auch die unsrigen. Euer Leiden gibt euch das Recht, wie auch unser Leiden. Ich erkenne das an. Weißt du, was für mich am schwersten zu akzeptieren war (...)? Daß wir zwei ähnliche Völker sind. Daß wir ein gemeinsames Schicksal tragen. Ob ich darüber froh bin? Nein. Ganz und gar nicht. Auch ihr seid darüber nicht froh. Da ist aber nichts zu machen: wir sind aneinandergekettet. Ihr seid unser Schicksal. Wir sind euer Schicksal. Unser beider Unglück, eures und unseres, unser Unglück über Jahrzehnte in diesem Land hat uns aneinandergebunden.»

Diese erstaunlichen Sätze eines palästinensischen Intellektuellen finden sich in einem kürzlich in deutscher Übersetzung veröffentlichten Buch des israelischen Schriftstellers *Amos Oz*: «Im Lande Israel». ¹ *Ali Al-Chalili*, Redakteur bei der Ost-Jerusalemener Tageszeitung *Al-Fagr Al-Arabi* («Die arabische Morgenröte»), hat dieses Bekenntnis Amos Oz gewissermaßen zu Protokoll gegeben. Amos Oz' Buch als ganzes ist eine Art Protokoll von Gesprächen, die der Schriftsteller «da und dort im Lande Israel» (so der präzisere hebräische Originaltitel des Buches) geführt hat. Gesprächstermin war der Herbst 1982 – ein Zeitpunkt, da Israels öffentliche Meinung wie nie zuvor aufgewühlt und gespalten war: unter dem Eindruck der Libanon-Invasion vom Juni, des Massakers in Sabra und Schatila vom 16. September und der in der Folge eingeleiteten Untersuchung durch die sogenannte Kahan-Kommission.

Diese bis zum äußersten gespannte innenpolitische Situation erklärt auch die Brisanz eines weiteren Textes, der das Herzstück von Amos Oz' Buch bildet. Er hat die folgenden Ausführungen (sie können hier nur auszugsweise wiedergegeben werden) vor Bewohnern der im israelisch besetzten «Samaria» gelegenen, bereits seit 1975 bestehenden neuen Siedlung Ofra gehalten. Amos Oz legt hier sein politisches und geistiges Credo dar – er, der sich als nicht-gläubig betrachtet und in distanzierter Solidarität zur israelischen Arbeiterbewegung in einem Kibbuz lebt, vor einem Publikum, das sich zum national-religiösen Lager zählt, ja aus Mitgliedern bzw. Sympathisanten des extrem nationalistischen *Gusch-Emunim* («Block der Getreuen») besteht. Amos Oz ist der Überzeugung, daß von seinen Zuhörern (und den ihnen Geistesverwandten) «die Bedrohung» ausgeht, «daß Israel aus dem Zwiegespann von jüdischer Tradition und westlichem Humanismus herausgerissen wird».²

Religiöse Tradition und Humanismus

«Das Judentum ist eine Zivilisation, eine der wenigen, die die ganze Menschheit geprägt hat. Die Religion ist ein zentraler Bestandteil der jüdischen Zivilisation, sie ist vielleicht ihr Ursprung, man kann diese Zivilisation aber nicht allein auf die Religion begrenzen. Aus dem religiösen Ursprung sind geistige Perspektiven entstanden, die das religiöse Erlebnis befruchteten, veränderten und sich gegen dieses auch auflehnten: Sprache und Gebräuche, Lebensweisen und typische Empfindlichkeiten (vielleicht müßte man sagen: Empfindlichkeiten, die typisch waren), Literatur und Kunst, Ideen und Meinungen. Alles das ist Judentum. Die Auflehnung und die Ketzerei in ferner und naher Vergangenheit – auch das ist Judentum. Ein großes und umfangreiches Erbe, und ich sehe mich als einen der legitimen Erben, nicht als Stiefsohn und nicht als aufässigen Sohn, auch nicht als ein uneheliches Kind, sondern als Erben.

Und das, was ich aus meinem Status als Erbe folgere, wird euch sicherlich erschüttern: Ich folgere daraus, daß ich frei entscheiden kann, was aus dieser großen Erbschaft im Salon stehen wird und was ich im Keller aufbewahren werde. Gewiß, die kommenden Generationen haben das volle Recht, diese Ordnung umzuwerfen und ihr Leben so zu möblieren, wie es ihnen behagt. Auch habe ich das Recht, von auswärts zu importie-

RELIGION/POLITIK

Da und dort im Lande Israel: Ein Buch mit Gesprächsbeiträgen aus dem breiten Meinungsspektrum zweier verfeindeter Völker – Der Palästinenser *Ali Al-Chalili* zum Juden *Amos Oz*: «Eure Väter waren hier. Auch die unsrigen» – Amos Oz' Rede vor national-religiösem Publikum – Warnung vor Trennung von Judentum und Humanismus. *Clemens Locher*

HONDURAS

Wenig Hoffnung auf Demokratie: Nach zwei Jahren Regierung von Roberto Suazo Córdova – Trotz wachsender wirtschaftlicher Notsituation kein revolutionäres Klima – Stagnierende Landreform provoziert immer mehr Landbesetzungen – Das Massaker von Los Horcones (1975) als Farnal – Erst 1980 bricht die Kirche ihr Schweigen – Ständige Präsenz von US-Soldaten und permanente amerikanische Manöver – In den letzten Wochen fand die Gewerkschaftsbewegung zu neuer politischer Einheit – Das ungeklärte Verschwinden von Padre Guadalupe Carney (vgl. *Kasten*). *Stefan Hartmann, Zürich*

LYRIK

Leben in der Standhaftigkeit der Einöde: Die oberschwäbische Dichterin *Maria Menz* – Zusammen mit *Dorothee Sölle* Trägerin des Droste-preises – Einsamkeit als existentielle Prägung – Versucht «den sich sträubenden Gott ins Gespräch zu ziehen» (Martin Walser) – Nicht Andacht, sondern Auseinandersetzung – Vor Gott «ein Bündel von Dürre und Nacht» – Auseinandersetzung mit Umwelt – Fremdnis als Stigma – Ihre unauffällige Sicherheit durch «Innenerfahrung» erkämpft. *Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern*

ESSAY

Die graue Resignation – vom verlorenen Gegensatz: Als Kinder auf dem Schwebebalken: ein Wechselspiel von Schweben und Hocken – Gegenkräfte halten das Wirkliche zusammen – Neben «schwarzer» Resignation eine «weiße» und «graue» Spielart – Heraklit und Pascal überzeugt von der Gegenläufigkeit allen Lebens – Als die Menschen das Wechselspiel nicht mehr mitspielten – «Gewicht auf die Geschichte zum Nachteil der Natur» (Camus) – Undurchschaubare Selbstverdoppelung des Menschen durch Technik – Neue Hoffnung: die Macht der Ohnmächtigen. *Karl-Dieter Ulke, München*

THEOLOGIE/LITERATUR

«Vielleicht hält Gott sich einige Dichter ...»: Symposion «Theologie und Literatur» in Tübingen (7.-9. Mai 1984) – Walter Jens weist am Beispiel Kierkegaards auf die Dialektik christlicher Kunst – Schriftsteller sind poetische Spione Gottes – Literatur bleibt auf die Welt angewiesen, in der das Kreuz steht – Berührungssängste gegenüber vorschnellen Harmonisierungstendenzen von Theologen – «Koalition der Betroffenenheit» und «Produktive Kollision» als Angelpunkte – Rückfragen an die Tauglichkeit der Sprache der Theologie. *Klara Obermüller, Zürich*

ren» und in meine Erbschaft das zu integrieren, was mir gefällt. Ohne daß ich anderen Erben, euch zum Beispiel, meinen Geschmack und meine Vorliebe aufzwingen. (...) Es ist mein Recht, zu entscheiden, was wichtig und was nebensächlich, was im Mittelpunkt und was am Rande oder was zum Aufbewahren geeignet ist. (...) Es ist mein Recht, zu wählen und zu verwerfen.

Hieraus folgt eine weitere schicksalhafte geistige Entscheidung: Kann eine Zivilisation als Museum existieren, oder ist sie vielleicht nur dann lebensfähig, wenn sie in Form eines schöpferischen Dramas existiert? Der Museumswächter unterhält zum Erbe seiner Väter eine kultische Beziehung: Auf Zehenspitzen und ehrfurchtsvoll ordnet er die Ausstellungsobjekte, putzt die Glasscheiben, erklärt behutsam die Bedeutung der einzelnen Stücke der Sammlung, führt staunende Besucher herum, gewinnt neue Anhänger und will am Ende seiner Tage die Schlüssel zum Museum seinen Söhnen vererben. Der Museumswächter wird sagen: Heilig, heilig, heilig. Auch wird er sagen: «Wer bin ich, daß ich entscheiden soll, was wichtig ist und was nicht? Mir obliegt es, das in diesem Erbe verborgene Licht vielen zugänglich zu machen und dafür zu sorgen, daß nichts zu Schaden oder abhanden kommt.» (...) Ich glaube aber nicht, daß eine museale Zivilisation lebensfähig ist. Am Ende läßt sie die schöpferischen Kräfte schrumpfen und verkümmern: Zuerst darf man nur nach den alten Vorlagen erneuern, dann schrumpft die Freiheit zu einer Freiheit des Deutens, danach ist es nur noch gestattet, die Deutungen der Deutungen zu deuten, und zu allerletzt bleibt einem nur, die Ausstellungsstücke und die Glasscheiben zu bewachen und zu putzen.

Eine lebendige Zivilisation ist das Drama eines Kampfes zwischen Deutungen, äußerlichen Einflüssen und Akzenten. Ein ständiger Kampf um das, was wichtig und nebensächlich ist. Eine Auflehnung zum Zwecke der Erneuerung. Ein Zerschlagen zum Zwecke des Neu-Zusammensetzens. Und auch das Feld räumen für ein neues Ringen, für eine neue Schöpfung. Und es ist erlaubt und erwünscht, von anderen Zivilisationen inspiriert und befruchtet zu werden. Dies beinhaltet die Erkenntnis, daß Kampf und Pluralismus (...) das natürliche Klima einer lebendigen Zivilisation darstellen. Rebell und Zerstörer sind nicht notwendigerweise Abtrünniger und Assimilant. Der Ketzler und der Zweifler sind zuweilen die Vorboten des Schöpfers und Erneuerers.

Darüber sind wir geteilter Meinung, über den Ursprung der Dinge: Museum oder Drama? Kult oder schöpferisches Werk? Eine totale Orientierung auf die Vergangenheit – «Was geschah, wird auch geschehen», jede Frage hat ihre Antwort in den Urquellen, jeder neue Feind tritt auf als getarnte Metamorphose eines alten Feindes, jede neue Situation ist eine getarnte Metamorphose einer alten und bekannten – oder nicht? Stellen

Geschichte und Entwicklung des Geistes möglicherweise keinen sich wiederholenden Kreis dar, sondern eine gewundene Linie, der trotz aller Schleifen und Schlingen und Wiederholungen die Vorwärtsbewegung und nicht der Kreis zugrunde liegt?

Auch folgendes muß ich euch sagen, mag es noch so hart klingen: Die Begegnung von Juden wie mir mit dem westlichen Humanismus – der in der europäischen Renaissance und in der Zeit davor seine Wurzeln hat – gleicht keineswegs den Begegnungen, die das Judentum mit dem Hellenismus oder mit der Kultur des Islam hatte. Es ist für uns eine schicksalsträchtige Begegnung. Eine formative. Eine gesetzgebende. Weltverändernde. Würdet ihr fragen, wieso sich diese Begegnung von allen anderen unterscheidet – und von eurem Standpunkt aus ist eine solche Frage legitim –, würde ich euch so antworten: Als wir, meine Väter und ich, in den letzten Jahrhunderten auf den europäischen Humanismus trafen, besonders auf seine liberale und sozialistische Prägung, haben wir, haben meine Väter in ihm ein paar erstaunliche genetische Parallelen erkannt, weist doch der westliche Humanismus auch jüdische Wurzeln auf.

Wie es auch sei, diese «Vermählung» zwischen jüdischer Tradition und der Erfahrung des europäischen Humanismus wollen wir nicht zugunsten einer «geläuterten» Rückkehr zu den Ursprüngen auflösen (...). Ist das ein unpassendes Gespann? Und wenn schon. Wer den Humanismus erfahren hat, wird sich von ihm nicht trennen. Und wenn ihr uns einen Kampf aufzwingt, wird er von langer Dauer sein, auch wenn wir in der Minderheit bleiben. Niemand wird uns vor die Wahl stellen – das werden wir nicht zulassen –, uns zwischen unserem Judentum und dem Humanismus zu entscheiden. Für uns ist es ein und dasselbe. Für uns ist diese Begegnung unauslöschlich, wir haben sie derart verinnerlicht – hier sollte ich zur ersten Person Einzahl übergehen –, daß meine Identität aus der Verflechtung von jüdischen und humanistischen Elementen lebt.»¹

Mit dem palästinensischen Journalisten und den Siedlern von Ofra (sie kommen in einem weiteren Kapitel selber zu Wort) sind nur gerade zwei von Amos Oz' Gesprächspartnern genannt. Sie mögen für die extreme Bandbreite der in seinem Buch enthaltenen Gesprächsbeiträge stehen. Ein Weg zur Versöhnung ist undenkbar, ohne daß diese Extreme zur Kenntnis genommen werden. Darum geht es im Grunde auch bei den israelischen Parlamentswahlen vom 23. Juli. *Clemens Locher*

¹ Amos Oz, Im Lande Israel. Herbst 1982. Aus dem Hebräischen übersetzt von Raya Natenbruk. Suhrkamp taschenbuch 1066. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1984, 200 S., DM/Fr. 9.-. Das oben angeführte Zitat findet sich auf S. 148; vgl. auch S. 71f.

² Amos Oz, ebda. S. 116.

³ Amos Oz, ebda. S. 113-116.

Honduras: Wenig Hoffnung auf Demokratie

Als Anfang 1982 erstmals nach 17 Jahren Militärherrschaft wieder eine demokratisch gewählte Regierung eingesetzt wurde, hofften viele Honduraner auf eine Änderung der allgemeinen Misere. Doch zwei Jahre Regierung *Roberto Suazo Córdoba* haben dem Vier-Millionen-Volk noch mehr wirtschaftliche Zerrüttung beschert: Heute ist Honduras mit zwei Milliarden US-Dollars verschuldet und kann wirtschaftlich nur dank massiver US-Hilfe überleben.¹ Das Pro-Kopf-Einkommen gehört mit 580 US-Dollars zum zweitniedrigsten in ganz Lateinamerika. 70 Prozent der vorwiegend ländlichen Bevölkerung

leben in «absolutem Elend», wie der IV. honduranische Volkswirtschaftlerkongreß Ende 1983 festgestellt hat. Jeder dritte Honduraner ist arbeitslos, und 50 Prozent der Bevölkerung sind immer noch Analphabeten.

Daß diese trostlosen sozialen Umstände in Honduras nicht schon längst – wie in El Salvador, Guatemala oder Nicaragua (unter Somoza) – ein revolutionäres Klima herbeigeführt haben, liegt nicht allein in der friedfertigen Natur des honduranischen Bauern begründet. Obwohl Honduras über weite Strecken die geschichtliche Entwicklung mit seinen Nachbarländern teilt, so weist seine gesellschaftliche Schichtung doch deutliche Unterschiede auf. Oligarchische Familienclans existieren in Honduras nicht; hingegen gibt es die allmächtigen US-Banangesellschaften, die dem Land seit 1900 den schmählichen Stempel einer Bananenrepublik aufgedrückt haben. Die Bananenkonzerne haben es verstanden, die Arbeiter und Bauern

¹ Wie stark Honduras von der Reagan-Administration gestützt wird, zeigen folgende Zahlen: Unter Präsident Carter erhielt Honduras 1980 ganze 3,3 Mio. Dollar Wirtschaftshilfe. Mit der Amtsübernahme von Präsident Reagan stieg diese Hilfe sprunghaft auf 69 Mio. Dollar an, und für das US-Fiskaljahr 1984/85 beläuft sich die Gesamthilfe auf 469 Mio. Dollar (Wirtschafts- und Militärhilfe).

durch eine «Organisation von oben» in Schach zu halten.² Als 1954 25000 Bananenarbeiter für bessere Löhne und Sozialleistungen streikten, haben die US-Konzerne für einmal nicht ihr Militär zu Hilfe gerufen.³ Nach dem Motto: «Es gibt nichts Gefährlicheres als unorganisierte Arbeiter» wurde mit Hilfe von US-amerikanischen Gewerkschaften die *SITRATERCO*-Bananenarbeiter-Gewerkschaft ins Leben gerufen. Nach dieser ersten Gewerkschaftsgründung in Honduras wurden landesweit 15 weitere Gewerkschaften gebildet, die allesamt von Arbeitgeberseite kontrolliert wurden.

Im Zuge von Rationalisierungsmaßnahmen bauten die United-Fruit- und die Tela-Railroad-Bananengesellschaften in den sechs Jahren nach dem Streik die Zahl der Bananenarbeiter um 54 Prozent (von 35000 auf 16000) ab. Tausende von Arbeitern standen damit vor dem Nichts. Sie hatten in der Zwischenzeit jedoch an politischer Erfahrung gewonnen. Zurück in ihren Bauerndörfern gründeten sie im Kampf um Land den Bauernverband *FENACH*, der allerdings von der damaligen reformistischen Regierung *Villeda Morales* nicht anerkannt wurde. Im selben Jahr rief Morales mit einer «Flucht nach vorne» die erste Agrarreform aus und gründete den Gegenverband *ANACH*. Ebenfalls in den 60er Jahren bildeten sich durch die Initiative von katholischen Priestern die ersten christlichen Bauernbewegungen. Unter dem Eindruck des Sturzes von Putschgeneral *López Arellano* – er stolperte 1975 über einen 1,5-Millionen-Dollar-Bestechungsskandal der United Fruit Company – vereinigten sich die drei großen Bauernverbände *FECORAH*, *UNC* und *ANACH* zur *FUNC*, um nicht die zweite, 1972 in Gang gesetzte Agrarreform zu gefährden. Ideologische Richtungskämpfe, aber auch die ständige Bedrohung der Bauernführer durch die Armee verhinderten jedoch ein Erstarren der erreichten organisatorischen Einheit.⁴ 1980 kam die Agrarreform praktisch zum Stillstand. Heute vergeht keine Woche ohne Landbesetzungen.

1975 besetzten 38000 Mitglieder von *UNC* in einer großangelegten Besetzungsaktion Land auf insgesamt 128 Haciendas in ganz Honduras. Die zweimonatige Besetzung endete abrupt mit dem gewaltsamen Eingreifen der Armee. Im gleichen Jahr erlangte das Massaker von Los Horcones im Departement Olancho traurige Berühmtheit; dort wurden insgesamt 14 Demonstranten, darunter auch zwei ausländische Priester, ermordet. Das Massaker war ein Schock für die ganze Nation, die im Gegensatz zum Nachbarland El Salvador, wo 1932 32000 Bauern hingemetzelt wurden, nichts Vergleichbares kannte. Landbesitzer und Armeespitze rechtfertigten sich mit dem Hinweis, es habe sich um «kommunistische Akteure» gehandelt.

Seitdem die Kirche zu reden begann ...

Während der Vatikan der damaligen Regierung Molina eine scharfe Rüge erteilte, hätten es die honduranischen Bischöfe vorgezogen zu schweigen, beklagte später der bekannte honduranische Soziologe *Victor Meza* in der liberalen Tageszeitung «El Tiempo» (30. 5. 77). Statt des Protests, so schrieb Meza empört, hätten sich die Bischöfe in einem Hirtenbrief lediglich auf die Verurteilung des Marxismus beschränkt. Indem der hohe Klerus engagierten Priestern einen Maulkorb verpasse, vertiefte er lediglich die Kluft, die ihn von den an der Basis arbeitenden Priestern trenne. Als dann 1979 erstmals ein Priester – der aus den USA stammende Jesuit *Guadalupe Carney* (vgl. *Kasten*) – von der Regierung des Generals Policarpo Paz ausgewiesen wurde, schwieg sich der Episkopat noch immer aus.

² Ich stütze mich hier auf Untersuchungen des Schweizer Soziologen *Andreas Scheuermeier* zu den Bauernbewegungen in Zentralamerika. Gehalten wurde das Referat beim 15. Lateinamerikanischen Soziologenkongress in San José (Costa Rica) am 10. Oktober 1983.

³ Von 1903 bis 1937 besetzten US-Marines Honduras insgesamt siebenmal.

⁴ Die Bauernverbände wechseln ihre Namen – und ihre Allianzen! – sehr oft und rasch: 1979 schlossen sich die genannten Organisationen zur *FUNACAMH* (Frente de Unidad Nacional de Campesinos de Honduras) zusammen.

... mehren sich die Konflikte

Doch die Ereignisse in den Nachbarländern – Sieg der Sandinisten in Nicaragua, Ermordung von Erzbischof Romero in El Salvador – blieben in Honduras nicht ohne Echo. Eine erste Guerilla-Gruppe, die «Chinchoneros», machte sich 1981 mit spektakulären Aktionen bemerkbar. An der Grenze drängten Tausende von salvadorianischen Flüchtlingen ins Land. Im Juli 1980 kam es deswegen zu einem ersten offenen Konflikt zwischen der katholischen Kirche und der Regierung. Grund waren die – bischöflich unterstützten – Anklagen von Nonnen und Priestern der Diözese Santa Rosa de Copán, die sich gegen Regierung und Armee richteten. Sie verurteilten die Massaker honduranischer und salvadorianischer Soldaten an Flüchtlingen. Zuerst, am 14. Mai 1980, waren es 600 Flüchtlinge am Rio Sumpul, sodann, am 18. März 1981, sogar 1000 Flüchtlinge am Rio Lempa.

Santa Rosa de Copán ist die progressivste Diözese von Honduras. Seit dem Tod des dortigen Bischofs Carranza Chévez im Juli 1980 wirkte dort der junge Weihbischof von Tegucigalpa, *Oscar Rodriguez* (geb. 1942), als Apostolischer Vikar, bis er am 1. Februar 1984 vom neu eingesetzten Bischof *Luis Alonso Villela Santos* abgelöst wurde.⁵ Der macht auch bereits von sich reden, hat er doch nach neuesten Meldungen (Kipa 24. 5. 84) gegen die von der Regierung angekündigte Sparpolitik (bei bekanntlich dauernd steigenden Militärausgaben!) Protest eingelegt und die Bevölkerung im Sinne einer «friedlichen Maßnahme» zum Steuerstreik auferufen.

Die honduranische Bischofskonferenz umfaßt jetzt neun Mitglieder, wovon vier Honduraner sind. «Das junge Blut in der Bischofskonferenz» ist für die Zeitung «La Tribuna» (1. 2. 84) ein «Zeichen des Fortschritts für Tausende von Christen des Landes.»

Sehen sich nun die progressiven Kreise der katholischen Kirche einer zunehmenden Kampagne ausgesetzt, so geht damit Hand in Hand eine keineswegs zufällige rapide Zunahme *nordamerikanischer Sekten*, ja deren offensichtliche Begünstigung. Ins Gerede gekommen ist dabei u. a. die US-Sekte «World Vision», die sich – als «christlich-humanitäres Hilfswerk» getarnt – vor allem in der Flüchtlingsarbeit hervortut. Der Sekte wird nun vor allem von einer Pax-Christi-Kommission vorgeworfen, sie sei in den Tod von zwei Caritas-Mitarbeitern durch die Armee verwickelt gewesen; ferner habe sie durch Denunzierungen die Ausweisung von Ordensleuten wie Pater *José Burdak* und Pater *Fausto Milla* bewirkt.

Neuen Konfliktstoff zwischen Regierung und Kirche bietet die für diesen Juni vorgesehene Umsiedlung von rund 18000 salvadorianischen Flüchtlingen ins Landesinnere von Honduras. Offiziell wird die Umsiedlung in Tegucigalpa mit «sicherheitspolitischen Überlegungen» begründet. An der Bischofskonferenz vom 20. Januar dieses Jahres haben sich die honduranischen Bischöfe erstaunlich geschlossen gegen die Umsiedlung ausgesprochen. Doch Kritik hört man momentan in Honduras nicht gern. Als im vergangenen Dezember 200 nordamerikanische Frauen aus katholischen Friedensgruppen in Tegucigalpa landeten, wurden sie durch die Militärs am Aussteigen gehindert. Die Frauen wollten für den Frieden in Honduras beten und gewaltlos gegen die Präsenz von US-Truppen in Honduras protestieren. Den Friedenspilgerinnen blieb nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge wieder in die USA zurückzuziehen.

Und die Menschenrechte?

Paradoxerweise war es im Jahre 1981, im Vorfeld der ersten demokratischen Wahlen seit 1963, daß massive Menschenrechtsverletzungen in Honduras bekannt zu werden begannen. In einem Inserat in der Tageszeitung «La Tribuna» vom 28. Januar 1982 wies dann das «Komitee zur Verteidigung der Menschenrechte in Honduras» (CODEH) – sein Präsident, Dr. *Ra-*

⁵ Wegen seiner Rückkehr in die Hauptstadt sehen manche in Oscar Rodriguez den künftigen Nachfolger des derzeitigen Erzbischofs, *Hector Enrique Santos Hernández* (66).

Das ungeklärte Verschwinden von Padre Guadelupe Carney

1979 wurde der US-amerikanische Jesuit und naturalisierte Honduraner Pater «Guadelupe» James Francis Carney nach 20jähriger seelsorgerlicher Tätigkeit im Departement Yoro von der damaligen Militärregierung Policarpo Paz aus Honduras ausgewiesen. Sein Engagement für das Anliegen der armen Bauern war den Militärs zusehends zu einem Dorn im Auge geworden. Pater Guadelupe hatte stets eng mit der Bauernorganisation ANACH zusammengearbeitet. Er war auch maßgeblich an der Gründung von gegen 100 Bauern-Kooperativen beteiligt. Die Verteidigung der Menschenrechte der armen Bevölkerung gehörte zu seinen größten Anliegen.

Wie beliebt er war, zeigt die Reaktion dieser Menschen auf seine Ausweisung: innerhalb kurzer Zeit sammelten sie 25000 Unterschriften, die die Rückkehr von Pater Guadelupe forderten. Die Militärs beharrten jedoch auf ihrem Entscheid.

Mitte 1983 reiste Pater Guadelupe illegal wieder in sein geliebtes Honduras ein. Am 19. September 1983 meldete die honduranische Armee, der Pater habe am 1. September im Zusammenhang mit einer Anti-Guerilla-Operation der Armee im Dschungel von Rio Patuca, Departement Olancho¹, den «Hungertod» erlitten. Als Beweis wurden Priesterutensilien wie Meßkelch und Stola vorgelegt, jedoch nicht der Leichnam des Paters.

Kirchliche Kreise in Honduras anerkannten zwar, Pater Guadelupe habe als seelsorgerlicher Begleiter einer Guerillagruppe namens «Revolutionäre zentralamerikanische Arbeiterpartei von Honduras» gewirkt², bezweifelten jedoch gleichzeitig die Glaubwürdigkeit der verschiedenen vom Militär über Carneys Tod verbreiteten Versionen.

Die honduranischen Jesuiten hielten in einem Communiqué fest, daß Pater Guadelupe Carney nicht Agitation unter den Bauern betrieb, sondern «im Rahmen der kirchlichen Soziallehre für das Evangelium unter den ärmsten unserer Brüder» arbeitete. Die Radikalisierung seiner Idee, so fährt das Schreiben fort, könne nicht seiner Zugehörigkeit zur Gesellschaft Jesu zugeschrieben werden.

«Bereit zum Martyrium»: Memoiren im Exil

Nach seiner Ausweisung ging Pater Guadelupe ins Nachbarland Nicaragua. Dort setzte er seine Seelsorgetätigkeit unter den Bauern im grenznahen Ocotal und in San Juan de Limay fort. «Es waren lange Monate des Gebets, des Dialogs mit Vorgesetzten und Priester-Kollegen, der Konfrontation mit sich selbst in der Einsamkeit», schreibt die Gesellschaft Jesu in Nicaragua in ihrem Beileidschreiben³ an die Familienangehörigen von Pater Guadelupe nach seinem angeblichen Tod im Dschungel.

Während seines Exils in Nicaragua beginnt Carney mit der Niederschrift einer ausführlichen, 500 Seiten umfassenden Autobiographie. Eine Zusammenfassung des Werks auf 160 Seiten wird speziell für die Lektüre der Bauern geschrieben.⁴ In den Memoiren reflektiert Pater Guadelupe sein Selbstverständnis als Priester. Daneben gibt er eine Übersicht zum Kampf der honduranischen Bauernbewegung. Drei fundamentale Charakteristiken, so schreibt der Pater, prägten das religiöse Leben: Armut, Keuschheit und Gewaltlosigkeit. «Seit meinem Noviziat habe ich Christus um die Gnade gebeten, sein würdiger Nachfolger zu werden – wenn nötig bis zum Martyrium ... Ich fühle mich völlig verpflichtet dazu, mich mit dem Kampf der Bauern für ihr Land zu identifizieren.» Die Begegnung mit den Bauern wurde Schlüsselerlebnis für den ehemaligen Ingenieurstudenten von Chicago. «In aller Aufrichtigkeit muß ich gestehen, daß mir die armen, christlichen Bauern von Honduras

die Augen für das Evangelium geöffnet haben ... Mit ihnen und für sie will ich sterben.»

Trotz seines Bekenntnisses zur Gewaltlosigkeit fühlte sich Carney als Priester zutiefst angesprochen von Bauerngruppen, die – getrieben von einem unbändigen Willen nach Gerechtigkeit und einem menschlicheren Leben – sich zum bewaffneten Kampf entschlossen hatten. Auch sie bedurften in den Augen von Pater Guadelupe geistlicher Betreuung. Der Entschluß, sich den rund 100 Bauern unter Leitung von Dr. José Reyes anzuschließen, veranlaßten ihn zum Austritt aus dem Orden.

Die Konsequenzen seines radikalen Denkens und Dürstens nach Gerechtigkeit reihen Pater Guadelupe Carney zweifellos ein in die Tradition anderer kämpferischer Priester wie der Spanier *Camillo Torres* in Kolumbien und *Gaspar Garcia Laviana* in Nicaragua.

Stellungnahme der Familienangehörigen in den USA

«Unser Bruder konnte Ungerechtigkeit nicht tatenlos dulden. Er war ein Organisator und Gründer von zahlreichen Bauernkooperativen. Denn für ihn war die Tatsache, daß ein Bauer landlos war, eine unerträgliche Situation.» So charakterisiert ihn seine Schwester *Eileen Connolly-Carney*, die zusammen mit ihrem Mann und ihren Schwestern seit Verlauten seiner Todesmeldung unermüdlich nach dem Verbleib ihres angeblich verhungerten Bruders forsch. Die Familienangehörigen Guadelupes zweifeln an der offiziellen Version der honduranischen Armee. Wie war es möglich, daß die Messeutensilien Guadelupes gefunden werden konnten ohne seinen Körper?

Wie ihre Nachforschungen ergeben haben, führen die Spuren zur militärischen Dschungelbasis Aguacate, die in den letzten Monaten maßgeblich von den US-Pioniertruppen ausgebaut wurde. In dieser Basis scheint Guadelupe – unter anderem von CIA-Leuten – verhört und möglicherweise auch gefoltert worden zu sein, wie die Carneys aufgrund ihrer Recherchen glauben sagen zu können. Eileen Carney: «Wir wollen unseren Bruder zurück – tot oder lebendig. So wie die amerikanischen Familien die Körper ihrer toten, in Vietnam gefallenen Söhne zurückhaben wollten!» Die Carneys kritisieren, daß US-Steuer Gelder in Honduras für militärische Zwecke verwendet werden, «wo doch dringend Sozialprogramme verwirklicht werden müßten».

Die Familienangehörigen weisen auf die zahlreichen Widersprüche hin, auf die sie im Laufe ihrer Untersuchungen gestoßen sind. Während so zum Beispiel der US-Botschafter in Honduras, John D. Negroponde, willkürliche Festnahmen und Verschleppungen von Personen in Honduras zugab, stritt der Pressesprecher der US-Streitkräfte in Honduras, Oberst James Strachan, dies rundweg ab. An ihrer Pressekonferenz vom 13. Februar 1984 in Tegucigalpa erwähnten die Familienangehörigen ferner die Tatsache, daß inzwischen immer klarer werde, wer die Mörder von Erzbischof Romero und der vier amerikanischen Nonnen in El Salvador seien. Die Carneys sind daher gewillt, den Fall ihres verschollenen Bruders bis vor den US-Kongreß zu bringen.

Stefan Hartmann

¹ Nach den offiziellen Meldungen vernichteten drei Bataillone honduranischer Soldaten einen bäuerlichen Guerilla-Trupp. Inzwischen mehren sich aber die Indizien, daß auch US-Spezialtruppen und US-Helikopter an der Operation beteiligt waren.

² DIAL (Paris), Nr. 920, 1. 3. 1984.

³ Unterschrieben von Ignacio Zubizarreta SJ, Repräsentant des Ordens in Nicaragua: vgl. DIAL, ebda. S. 2.

⁴ Bis zum Erscheinen dieses Artikels war leider noch kein Exemplar des Buches erhältlich oder für uns zugänglich.

món Custodia, nahm kürzlich am Luzerner Treffen der christlichen Solidarität mit Zentralamerika teil – auf das Verschwinden von 52 Personen in Honduras hin. Die Entführungen werden vor allem der Geheimpolizei DNI und der Sicherheitspolizei FUSEP angelastet, die den Streitkräften untergeordnet sind, wiewohl die Polizei in einer demokratischen Verfassung üblicherweise der Zivilbehörde unterstellt ist. Dies ist allerdings das «Verdienst» des am 31. März dieses Jahres von jungen Offizieren abgesetzten Generals Alvarez, der seit Anfang 1982 als fanatischer Antikommunist einen «schmutzigen Krieg» gegen alles Linke angezettelt hatte. Folterungen wurden nach argentinischem Vorbild praktiziert. Indizien deuten auf das heimliche Wirken von Todesschwadronen hin.

Der zum neuen Oberkommandierenden der Streitkräfte ernannte Luftwaffengeneral *Walther López* hat bis heute keine Schritte zur Aufklärung der 103 Fälle von Verschwundenen sowie der massiven Korruptionsfälle in hohen Armeearängen unternommen. Hingegen wurde am 10. April, also zehn Tage nach der Absetzung von General Alvarez, bereits wieder die Ermordung von drei Bauern bekannt, die zusammen mit anderen brachliegendes Land besetzt hatten.

Außenpolitisch – nach der Absetzung von General Alvarez war das von Anfang an klar – wird sich nichts ändern. Die ständige

Präsenz von 1300 US-Soldaten (vor allem technisches Personal) und permanente «Manöver», die bis 1988 dauern sollen, lassen erkennen, daß die Administration Reagan Honduras zu einer eigentlichen militärischen Festung in Zentralamerika ausbauen will.

Innenpolitisch scheint sich in der Opposition im Blick auf die nächsten Wahlen Ende 1985 eine gewisse Festigung abzuzeichnen. Die Linke war bislang durch innere Streitereien weitgehend aktionsunfähig. Der christdemokratische Abgeordnete *Efraín Aníbal Díaz* gehörte zu den wenigen profilierten Kritikern der Regierung *Suazo Córdova*. Zwei große Demonstrationen mit je 30 000 Teilnehmern, vor allem Gewerkschaftlern, im April und Mai dieses Jahres sind ein Hinweis, daß die Gewerkschaftsbewegung dabei ist, zu neuer Einheit zu finden. Ob die durch Ex-General Alvarez entfesselte Repression unter dem neuen Armeechef *López* verschwindet, ist unklar. Bis heute gibt es dafür keine Anzeichen. *Stefan Hartmann, Zürich*

DER AUTOR ist freier Journalist und hat für das Deutsche Fernsehen bei einem Film über das salvadorianische Flüchtlingslager Colomoncagua in Honduras mitgewirkt. Gleichzeitig konnte er im Rahmen der den Journalisten zugänglichen Manöver die ständig wachsende militärische Präsenz der USA aus nächster Nähe beobachten.

Leben in der «Standhaftigkeit der Einöde»

Zu den Gedichten der oberschwäbischen Autorin Maria Menz

Eigentlich müßte man sich Maria Menz auf Umwegen annähern, müßte zuerst erklären, was sie und ihre Gedichte *nicht* sind: Die aus dem Landkreis Biberach stammende Lyrikerin gibt keinen funkelnden Namen für den Literaturbetrieb her, ihrer Biografie fehlen die attraktiven Momente. Viele ihrer Gedichte entstanden in einem extremen Abseits, muten altmodisch an, wie unberührt von den Aufbrüchen und Neuerungen moderner Literatur. Aufmerksam auf Maria Menz ist man in der Schweiz erst 1982 geworden. Damals ist ihr – zusammen mit *Dorothee Sölle* – der Meersburger Drostpreis zuerkannt worden. Die Konstellation ist bedeutungsvoll: Ein Mensch, der in schmerzlich erfahrener, zwangsläufiger Isolation lebt, trifft mit einer Autorin zusammen, die mitten unter uns wachste Zeitgenossenschaft übt. Beiden gemeinsam aber ist die Auseinandersetzung mit Gott, welche die eine in der totalen «Innenwelt» vollzieht, die andere im öffentlichen Raum mit seinen politischen Dimensionen. Eine starke Verbindung läßt sich aber vor allem zwischen Maria Menz und *Annette von Droste-Hülshoff* erkennen. Beiden haftet die Einsamkeit als existentielle Prägung an, nicht weniger die Entbehrung; beide haben sich intensiv dem geistlichen Gedicht zugewandt. Annette von Droste-Hülshoff hat ihren Zyklus «Geistliches Jahr»¹ hinterlassen, der Zeugnis von ihrem dunklen Kampf mit Gott ablegt. Maria Menz ihrerseits blickt heute auf ein Œuvre zurück, das fast ausschließlich aus geistlichen Gedichten besteht. Allein schon diese radikal unzeitgemäße Verpflichtung gegenüber einer lyrischen Gattung, die nach 1945 kaum mehr zum Leben erwacht ist, rückt Maria Menz aus dem Blickfeld gängiger Interessen und Gewohnheiten, macht ihr Werk zum Stein des Anstoßes. Es bedurfte der Anstrengungen *Martin Walsers*, um diese Autorin einem größeren Leserkreis bekanntzumachen. Er hat in ihrem lyrischen Werk einen Versuch erblickt, «den sich sträubenden Gott ins Gespräch zu ziehen». «Wenn nicht einzelne sein Fehlen zur Sprache bringen, verschwindet vielleicht seine Dimension aus unserer Welt», schreibt Martin Walser in seinem Beiheft «Höchste Schule» zur Werkausgabe².

Diese Werkausgabe ist vom Jan-Thorbecke-Verlag (Sigmaringen), der sich bereits mehrfach Verdienste mit der Veröffentlichung

literarischer Werke aus der Region erworben hat, 1981 in drei Bänden publiziert worden.³ Band III («Oberlendische Vers») enthält die Mundartdichtung der Maria Menz. So anerkennenswert diese Edition ist, weil sie das unmodische Werk einer nichtkonformen Autorin präsentiert und damit überhaupt erst zur notwendigen Diskussion stellt, so hätte man sich andererseits doch eine strengere Auswahl gewünscht, die Einschränkung aufgrund qualitativer Kriterien statt der annähernden Vollständigkeit. In der vorliegenden Breite und Fülle jedoch – die Entstehungsdaten einzelner Gedichte reichen bis ins Jahr 1925 zurück – verstellt sich einem Leser, dessen Geschmack an moderner Lyrik «geschult» worden ist, vielfach der Zugang. Gerade die Verse aus der Frühzeit haben eine unverkennbare Prägung durch den Dialekt erhalten; auch muten sie oftmals schwerfällig an. Gewöhnen muß sich der Leser zudem vorerst an den stark substantivistischen Stil mit seinen eigenmächtigen Wortprägungen, wie sie besonders häufig in Band II auftreten (Anbefhlung, Sengekraft, Kunft, Widerfahrungen, Gemutungen usw., ebenso: verpeinigt, gegenwägen, heimen, ausfechtbar, verstrengt, druckvermögend). Typisch ist allen Gedichten auch ein deutliches Pathos, das dem religiösen Thema der Maria Menz angemessen ist, aber doch erst die Einübung des Lesers erfordert. Die Konvention des sprachlichen Ausdrucks (nicht des Inhalts!), ja bisweilen die Unbeholfenheit überlagern das Anliegen der Dichterin, das dringend genug ist, jeden Leser herauszufordern.

Nicht Andacht, sondern Auseinandersetzung

Maria Menz meldet in lebenslänglichem Ansprechen und Anspruch den Verlust Gottes, sie leidet am enormen Mangel und will den verborgenen Gott zurückholen. Damit schreibt sie nicht nur aus ihrer eigenen Einöde heraus, sondern aus jener des Menschen dieser Zeit. In ihren besten Gedichten stößt Maria Menz zu einer Sprache vor, welche diese «Innenerfahrung»

¹ *Maria Menz*, Gedichte. 3 Bände, Jan-Thorbecke-Verlag, Sigmaringen 1981 (gefördert von der Stiftung Literaturarchiv Oberschwaben in Biberach). Bd. I: Gott, Schale, Schwelle. Bd. II: Mensch, Welt, Natur. Bd. III: Oberlendische Vers. Beiheft: *Martin Walser*, Höchste Schule – Über Maria Menz. – Für den vorliegenden Beitrag wurden die Bände I und II dieser Werkausgabe benutzt und zitiert. Ferner wurde benutzt: Maria Menz, Innenwelt, Lyrik. Hueber-Verlag, München 1968 (zit.: Innenwelt).

¹ Vgl. dazu meinen Beitrag «All die übermütigen Fragen ...», in: Orientierung 1983, S. 258–261.

² Vgl. die folgende Anmerkung.

Die katholische Pfarrei St. Verena in Stäfa ZH sucht auf Sommer/Herbst 1984 eine(n)

Katecheten/Katechetin

Der Aufgabenbereich umfaßt:

- Jugendarbeit und Jugendbetreuung
- Religionsunterricht
- Mitgestaltung von Gottesdiensten
- Mithilfe in der Pfarreiseelsorge

Da bei uns das Pfarreiteam weitgehend neu rekrutiert werden muß, bevorzugen wir Bewerber(innen) mit Erfahrung. Wenn Sie einsatz- und kontaktfreudig sind und in einem Neuaufbau eine Herausforderung sehen, rufen Sie an oder schreiben Sie.

Auskunft erteilt Ihnen gerne Walter Linsi, Präsident der Kirchenpflege, Dorfstraße 39, 8712 Stäfa, Tel. G: 01/926 51 12, Tel. P: 01/926 45 38.

in eigenen Bildern, vor allem in eigener Tonlage aufbaut. Die Sprache wird weicher, ohne deswegen verfügbar zu werden. Immer beeindruckt die Stetigkeit, mit der die Autorin ihre Sehnsucht ausspricht, denn Glaube ist für sie nicht Gewißheit, sondern lebenslang ein drängender Wunsch. Es gibt für sie nie Sättigung, sondern immer nur quälende Unruhe, nie Ankunft, sondern allein die einsame Wanderschaft. In diesem Spiegel mag sich der Leser insgeheim als moderner homo viator erkennen. Und Maria Menz hält in dieser «Trockenheit», die sie in ihrem Abseits, dem «toten Schoß», durchlitten hat, unverrückbar aus. Diese Standhaftigkeit hat auch ihr Gesicht gezeichnet: Es ist ein Gesicht, das sich tief einprägt, weil es selten geworden ist. Bäuerliche Kargheit und die Härte dieses Lebens haben sich darin eingekerbt, aber auch die Milde eines empfindsamen Gemüts, eine gewisse Trauer, vor allem aber eine asketische Lebens- und Geisteshaltung, die Maria Menz wie eine Eremitin erscheinen lassen. Es verwundert nicht, daß ihre Gedichte nicht in Bildern schwelgen, sondern diese sparsam einsetzen. Die reine Begrifflichkeit dominiert, befremdet aber auch oft, weil sie den poetischen Duktus lähmt.

Späte «erste wesentliche Öffentlichkeit»

Am 19. Juni 1903 ist Maria Menz als erstes Kind des Bauern Josef Anton Menz in Oberessendorf, Kreis Biberach, geboren worden. Der Besuch der Volksschule und eines Mädcheninternats schlossen sich an, später die berufliche Krankenpflege bis zur Lebensmitte. Stuttgart, Berlin, Leipzig und Wangen im Allgäu waren die Stationen des Wirkens, bis Maria Menz 1942 aus gesundheitlichen Gründen auf den heimatlichen Hof zurückkehren mußte, wo sie während acht Jahren krank lag. In dieser Zeit vor allem erwachte die Leidenschaft des Schreibens, die zwischen 1970 und 1980 außerordentlich anstieg. In aller Knappheit schreibt Maria Menz der Autorin dieses Beitrags in ihrem Brief: «Stoff aller Lyrik: Mensch, Welt, Natur und überwiegend das Geistliche, Religiöse. Hierin im Entwicklungsweg führungslos, nur beeindruckt und zur Schau erzogen von Büchern. Schaffend grundsätzlich sehr lang allein. 1967 Eintritt in das Literarische Forum Oberschwaben, erste wesentliche Öffentlichkeit, literarischer Kreis, Kommunikation. Erster Buchdruck 1968 ...» Sehr spät tritt diese Autorin an die Öffentlichkeit, aber ihr sind zum vornherein nicht die üblichen Maßstäbe gemäß. Die Beschäftigung mit der Werkausgabe (in den Mappen liegt nach den Aussagen von Maria Menz noch ein Großteil ungedruckter Gedichte) zeigt dies auf, wobei die nachfolgenden Anmerkungen Band I und II berücksichtigen, Band III je-

doch ausklammern, da dessen Mundartdichtung eine gesonderte Erörterung erheischt. Grundsätzlich sei vorweggenommen, daß Band I gegenüber Band II eine weitaus größere Anzahl glücklicher Gedichte enthält.

Unter den Titeln «Gott, Schale, Schwelle» führt Bd. I den unablässigen Dialog der Autorin mit Gott vor, wobei der Begriff der «Schale» für das menschliche Ich in seiner Ergebenheit (Maria Menz spricht von «Anheimgebung», und sie meint damit keine naive Übergabe, sondern weiß um die Selbsthingabe mit all ihren Risiken), «dieser willenhafte totalen Freigabe an Gott» steht, während «Schwelle» die Grenze zwischen Leben und Tod markiert, die Maria Menz wohl oft gespürt hat. Die langjährigen Krankheiten dieser Dichterin zwingen zur großangelegten Auseinandersetzung mit dem Tod, mit dem «Fremdland jenseits der Lebensscheidung» (I, 345). Die Angst droht aufzukommen, ebenso die Traurigkeit über den Verlust all der lieben Dinge, die an dieses Leben binden. Sachlich versucht einmal die Autorin, ihren eigenen Tod vorwegzunehmen, darüber zu berichten, indem sie sich nur als kleines Glied in der Kette der Werdenden und Sterbenden erachtet. Ein anderes Gedicht (I, 336) geht jedoch darüber hinaus, erblickt im Sterben ungeahnte Möglichkeiten:

DER VORGESCHMACK

Ich schmeckte einen Augenblick in mir
den Willen zu sterben.

Es war mitten in der gewöhnlichsten Stunde,
ohne Überdruß,
ohne Unerträglichkeit,
er war einfach da.

Wohltätig, erlösend,
zu wollen das,
wogegen die Natur sich allezeit sträubt.

Bange nicht mehr, Seele,
wie du das Sterben leisten wirst:
es gibt eine Gnade des Aufbruchs,
unter der die Kletten der Hierliebe
völlig abfallen,
unter der du wie federnden Fußes
hinüberstrebst.

Welche Liebenswürdigkeit Gottes,
mir diese Möglichkeit aufzudecken!
Sorgeenthebende, fertige Fahrkarte
auf unbestimmten Abruf,
Ruhe, Ruhe --

Der Sturz in die Gnade

«Das wahre Gegenüber» erfaßt nun eindringlich jenes Ich, das nichts als seine Sehnsucht mitbringt. Der Gedichtband mündet schließlich in die Hoffnung, daß der Einbruch der Gnade unmittelbar bevorsteht (I, 388):

... In diese Gnade stürze dich
mit dem Überhang deiner Ohnmacht,
in einem vollkommenen Glauben und Ja
auch zu deines Lebens gesetzter Länge
und Todes Jetzt,
ja, stürze dich,
und nichts fehlt dir.

Die vorangegangenen Gedichte haben dagegen unbarmherzig die Kluft zwischen dem absoluten Anspruch Gottes und der menschlichen Halbherzigkeit eröffnet. Zwar möchte die Seele uneingeschränkt Gott entgegenstreben, jenseits allen Kalküls, doch findet sie nicht zu dieser Freiheit. Darunter leidet Maria Menz wohl ein Leben lang, und es berührt ihr Ernst, ihre Unnachgiebigkeit, womit sie dies klar und niemals beschönigend ausspricht (I, 251):

... Du geh in die Trauer des Heute, saumlose Nacht;
nur im Bedingungslosen wird das Reine, Volle gebracht.

Niemals hat sich Maria Menz von jenem beständigen Schuldgefühl lösen können, das aus dem Wissen gewachsen ist, sich

nicht ganz in die Waagschale geworfen zu haben. Eines ihrer herausragendsten Gedichte spricht davon (I, 252):

ANMUTUNG IM ERWACHEN

War nicht der Engel der Einsprechung
dringlich an deinem Ohr?
Heischte er nicht deinen Willen
zur Selbstüberwindung empor?

In tiefen Bann des Genusses
und klares Bewußtsein trafs.
Und du hobest dich nicht aus der Süße
des Morgenschlafs.

Und dein Geliebtes, das Wesen
erlitt am selben Tag
unbeschützt von Gnade
einen furchtbaren Schlag ...

Diese Halbheit, so fremd dem wahrhaft heiligen Menschen, wirft Maria Menz in die «Trockenheit» (bildhafte Beschreibungen dafür kehren immer wieder in ihren Gedichten), nicht «in die unendliche Flut der göttlichen Wirklichkeit». Statt der heilsamen Erschütterung, die im Nu alles ändert, bleibt ihr nur ein «tausendschrittiger, langsamer Weg in die Gotteserfahrung» (I, 35). Gott schickt ihr allein die «herbe Gnade», die «bittere», «die dunkle Gnade» (I, 46). Die Gnade in all ihren Ausprägungen nimmt einen bedeutsamen Stellenwert ein, ihre Präsenz ist unübersehbar, und deshalb auch wohnt diesem lyrischen Werk Tröstlichkeit inne, auch wenn es die Tiefen aufreißt.

«Ein Bündel von Dürre und Nacht»

Die Nacht, die Dunkelheit ist der Daseinsort des lyrischen Ich, die Helligkeit ist ihm verwehrt. Darin trifft sich Maria Menz mit den Mystikern, mit den Dichtern geistlicher Lyrik; Annette von Droste-Hülshoff und *Christine Lavant* z. B. haben ganz ähnliche, ja z. T. gleichlautende Wortfügungen und Bildwelten für diese Empfindungen geschaffen. Maria Menz fühlt sich Gott gegenüber als «ein Bündel von Dürre und Nacht» (I, 180). Hunger ist ihr steter Begleiter: «Hungernd und tastend / gehn wir in Vorenthaltungen / unser Leben lang ...» (I, 328). Erst der Tod ändert dies mit seiner «Gnade der Offenbarung». «... sind wir von lauterer Sehnsucht / wach oder träumend Geführte» (I, 328), so stellt Maria Menz staunend fest. Immer mehr preist sie daher «den großen Übergang», «der keine entsetzende Gewalt verübt» (I, 37), weil sich erst dann «das Deiner-Innesein» (I, 233) rückhaltlos verwirklicht. Manchmal drängt daher Maria Menz in ihren Gedichten alles zurück, was lastet, nimmt stattdessen das Paradies vorweg, «großäugig und bestürzend» (I, 249):

EINFALL

Daß Du mir sänftigtest
alle Schatten der Erinnerung,
daß Du mir sagtest:
Weine nicht mehr,
ich habe alles beglichen -
nach beiden Seiten --

An Deiner Schulter zu liegen
in geradester Einheit,
ganz gefriedet und sicher,
rückverwandelt in das Kind ohne Last ... (I, 214)

Maria Menz gestattet sich in solchen Antizipationen nicht die Ekstase, auch wenn das Pathos der Gedichte ein Gegenteil vermuten ließe. Der rauschhafte Zustand ist ihr fremd. Sie will nicht vor dem Leiden fliehen, nicht vor der Enge des Alltags, die sie zwar bremst. Ihre Zeitgenossin *Elisabeth Langgässer* hat in einem Brief vom 12. 3. 1949 das christliche Leben als «mühsam, trocken langweilig» und als «ein hartes, dunkles Brot» bezeichnet und damit - unter anderen Voraussetzungen - zu erstaunlicher Übereinstimmung mit Maria Menz gefunden. Diese weiß, daß Gott «in vielerlei Maß» ihr Leben «durchflücht», «daß mir Zeichen kommen innen und außen». In dieser Sicherheit, die nicht zuletzt in der ländlichen Religiosität wurzelt,

stuft sie irdische Prosperität nicht allzu hoch ein. Diese liegt für Maria Menz - und hier bricht eine gewisse Rigidität deutlich durch - «gefährlich nahe dem Ausschluß vom Gottesteil / in Ewigkeit, gefährlich nahe der kurzen Gerechtigkeit» (I, 64).

Fremdnis als Stigma

Der zweite Band der Werkausgabe, «Mensch, Welt, Natur», der die Auseinandersetzung mit sich selbst und mit der Umwelt vollzieht, bringt vermehrt Zeugnisse der Selbsteinschätzung von Maria Menz. Wie die etwas jüngere Christine Lavant liest sie aus dem Dasein die «Fremdnis» als ihr Zeichen heraus, empfindet sie den «Andersschritt». Der «einfache Eintritt» ist ihr verwehrt; sie ist die «Ungefrenndete», «unerwidert, ungewiesen» (II, 55), während die «Freundlichen» (bei Christine Lavant sind es drastischer die «Wirklichen») unbefangen «den Schritt ins Volle» (II, 55) wagen. Das «klare Selbstgefühl» ist Maria Menz dennoch nicht abhanden gekommen, ebensowenig eine unauffällige Sicherheit des eigenen Wesens. Diese allerdings ist durch «Innenerfahrungen» erkämpft worden (II, 16):

FASSUNG

Ich fand meinen Bruder
in mir selbst.
In den innersten Kreis
trieb mich die Leere.
So bin ich es selbst,
die mir flüstert
und die auf mich schwört --

Maria Menz ist eine besondere Art von Demut eigen, nicht die selbstzerstörerische und selbstquälerische einer Christine Lavant, die dort das Korrektiv unheimlicher Trotzgesten ist, sondern eine, die aus der genauen Kenntnis eigener Befindlichkeit erwachsen ist, wissend um Möglichkeiten und Grenzen. Gerade in solch ausgewogener Demut wurzelt jene Gelassenheit, wie sie sich in einem Gedicht aus dem Band «Innenwelt» (S. 13) ausdrückt:

DER AUSGRIFF

Ich begehre kühn,
aber nie wird es dreist,
denn immer beug ich das Haupt
in die warme Unterwerfung.
«Wenn Du willst», spreche ich,
und so steige ich,
in Gnaden entlassen,
kindlich gelöst
jubelnd in meine Träume ...

An der Universität Freiburg/Schweiz ist auf den 1. April 1985 oder nach Vereinbarung die Stelle eines/er deutschsprachigen katholischen

Hochschulseelsorgers/in

neu zu besetzen.

Die Anforderungen sind folgende:

- Abgeschlossenes Theologiestudium, nach Möglichkeit ein Zusatz- oder Zweitstudium
- Pastorale Erfahrung
- Fähigkeit zur Kooperation und Teamarbeit
- Nach Möglichkeit Kenntnis der französischen Sprache

Bewerbungen sind bis zum 30. September 1984 an den Dekan der Theologischen Fakultät, Universität Miséricorde, CH-1700 Freiburg, erbeten.

Dennoch lassen Ruhelosigkeit und Unersättlichkeit Maria Menz nicht los. «... so tot bist du vom Entbehren ...» (II,17), sagt sie aus der Einöde heraus. Dieses «Gott wohnt mitten in uns»: Spürt sie dies? Kann sie seines Verhältnisses zu ihr sicher sein? «Seelgetroffen» möchte sie sein. Saulus hat diesen «Überfall Gottes» erfahren, Pascal spricht von der «heiligen Erschütterung durch die göttliche Berührung» (aus einem Brief von Maria Menz an die Autorin dieses Beitrags). In einem der schönsten Gedichte der Maria Menz (Innenwelt, 14) heißt es:

ERMESSEN

Ihr Jahre,
ihr hohen Häufungen,
welch einen Wolkenbruch von Erhörnung
müsst ihr vorbereiten!
Meine Erhörnung,

getreu versprochen
in Zeichen aber und abermals --

So wird auch das Gespräch mit Gott von sehr verschiedenen Haltungen geprägt: von der Leidenschaftlichkeit der Flehenden, von der Gebärde der heimlich Liebenden, aber auch vom Anspruch der Suchenden: «... begehren werde ich allezeit, daß ich weiß» (II,37). Dieses Drängen, Tasten, Ausforschen ein Leben lang – und all dies in einer bestürzenden Beständigkeit: das ist es, was Maria Menz zum außer-ordentlichen Menschen und schließlich zur Dichterin wandelt. Noch ist es ihr versagt, «aus den Weiten zu schöpfen», verwehrt ist ihr «das Lied der Schau, das alles beherrschende Lied» (II,68). Ziel wäre das fraglose Vermögen, «in Sein Geheimnis dich fallen zu lassen –» (II,120). Es wäre das Walten der hellen, nicht der «dunklen Gnade». *Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern*

Die graue Resignation – vom verlorenen Gegensatz

Als wir noch Kinder waren, liefen wir oft zur Wippe, unserem geliebten Schaukelbalken, und wippen rauf und runter, rauf und runter. Gleich wer oben war, gleich wer unten war: welche Lust, zu federn – von unten nach oben, von oben nach unten; vom Hocken hoch hinauf ins Schweben, vom Schweben tief hinab ins Hocken. Quicklebendig, wie wir waren, spielten wir unser Leben in diesem Wechselspiel, waren Hocker und Schwebler zugleich. Keiner wollte oben bleiben, in der Schwebel – keiner mußte unten bleiben, in der Hocke.

Das änderte sich, als wir älter wurden, erst ein bißchen, dann immer mehr. Im sogenannten wirklichen Leben war «runter» tabu. Wir sollten und wollten «rauf», nichts als «rauf», und zwar jeder für sich allein auf der Wippe. Denn auch der andere war tabu. Ganz hoch hinauf wollten wir, dorthin, wo unsere Ideen und Ideale schwebten, wollten am liebsten oben bleiben, für immer. Aber das ging nicht, ging auch beim zweiten und dritten und vierten Male nicht, es ging nie. Schließlich wollten wir nicht mehr, blieben unten hocken – im Realen und Reellen, wie uns die Eingesessenen versicherten. Anfangs glaubten wir ihnen nicht, wollten ihnen nicht glauben. Denn plötzlich stand die Wippe still und ging nicht mehr. Spät erst oder zu spät wurde uns klar, warum: ihr fehlte das Wichtigste, ihr Gewicht auf der anderen Seite. Doch dieses Gegengewicht gegenüber – hier versagt das Bild – ist in Wirklichkeit immer ein Stück von mir. Mein anderes Ich, mein Gegenspieler sozusagen, muß auf der anderen Seite mitmachen, damit ich, Spieler und Gegenspieler in einer Person, wippen kann, rauf und runter wippen kann, ohne mich in die Illusion zu versteigen, ich könnte schweben bleiben für immer – ohne der Resignation zu verfallen, ich müßte hocken bleiben für immer.

Die Vision vom großen Leben

Der resignierte Mensch, so scheint mir, ähnelt jenem Hockenbleiber, der ein heruntergefallener Schwebler ist: heruntergefallen in die Hölle der Resignation vom Himmel seiner Ideale. Der Schweizer Schriftsteller *Ludwig Hohl* beschreibt jemanden, der die große Idee hat, ein großartiges Bauwerk zu errichten, und der auf dieser ersten, ganz hohen Stufe stehenbleiben will, ohne im Hin und Her zwischen oben und unten seine Vision zu verwirklichen. Das hätte in Pendelbewegungen geschehen müssen – etwa so: «Du setztest die große Idee um in Einzelideen; das ist die zweite Stufe und die, die schon selten erreicht wird: So ist die Mauer, so das Dach und so die Schwelle; 20 cm, 85 cm, 2 m 65, 7 x 33, Winkel von 42 Grad. Dies alles aber – keiner entrinne! – müssen Maße sein eines Gebäudes, das der großartigen Idee entspricht, nicht irgendeines Hauses! Dann führst Du aus, Schwelle, Mauern, Türen, alles so, wie die Einzelideen vorzeichneten ... Das ist die dritte Stufe ... Leider bleiben die meisten Menschen auf der ersten dieser drei Stufen stehen; bleiben stehen bei der großen Idee oder ihr gegenüber auf

einer Art Aussichtspunkt.» Dieser Aussichtspunkt, ursprünglich Ausgangspunkt der großen Idee, wurde zum «point of no return» – zum verlorenen Posten der Resignation. Ein großes Leben wollte ich mir bauen, hochkommen wollte ich, immer wieder, und bin betrogen worden in diesem abgefeimten Spiel: man hat mich sitzen lassen.

«X hat sich in eine Verlustposition begeben», notiert Ludwig Hohl, «und diese Lage war so: X hatte seit einigen Jahren mehr und mehr sich darauf eingestellt, etwas zu *erwarten*, zu warten auf eine günstige, von außen kommende Änderung seines Lebens. Während das einzig Äußere, auf das man ungestraft warten darf, Wirkungsmöglichkeiten sind, Instrumente, unsere (schon bestehende) Tätigkeit zu erhöhen, hatte die genannte Person der Welt eine Schlußrechnung vorgelegt, aus der hervorging, daß die Welt ihre Schuldnerin sei und daher verpflichtet, ihr Abzahlungen zu leisten ...» Mit anderen Worten: X bleibt hocken und erwartet, daß sich die Wippe von allein bewegt. Das tut sie aber nicht, ihr fehlt ein Gegenüber. Und das einzig mögliche Gegenüber von X könnte niemand anders sein als er selbst. «Weg hinauf, Weg hinab – ein und derselbe», sagt *Heraklit*. Das Gegenüber des Wunschideals vom großartigen Gebäude müßte die Überlegung sein, wie es so und so zu bauen wäre. Wille und Vernunft, diese siamesischen Zwillinge, sind geborene Gegenspieler: ohne den anderen kann keiner sein. Was bewirkt ein noch so leidenschaftlicher Wille ohne vernünftiges Abschätzen dessen, was geht? Was nützt der hochfliegendste Bauplan ohne gründliche Kenntnis des Bodens? Anders herum aber auch: was nützt alle Überlegung ohne Ziel? Zusammen müssen sie ins Spiel kommen, unbändiger Wille auf der einen Seite, bändigende Vernunft auf der anderen.

Nur die zusammengespannten Gegenkräfte halten alles Wirkliche zusammen und bewirken, daß es wirken kann. Umschlagend herüber und hinüber wie der Schaukelbalken, lebt alles Leben in gegenstrebigem Wechselspiel: Tag und Nacht, Sommer und Winter, Einatmen und Ausatmen, Lachen und Weinen, Ankommen und Abschiednehmen – und zwar als Gegensätze jeweils ein und desselben Lebensgefüges, das anders aus den Fugen geht. Bricht jemand die zusammengespannte Kraft solcher Gegensätze und spaltet damit seine gegenstrebig verfügbaren Lebensdimensionen, so geht er entzwei – zerbrochen und seiner Kraft beraubt, die ihn zum Menschen macht. Jeder herausgebrochene Gegensatz verletzt den Lebensnerv des Menschen und macht ihn am Ende ohnmächtig bis ins Mark. Man kann dieses allmähliche oder abrupt einsetzende Verkümmern, diesen partiellen oder totalen Schwund nicht mehr bildhaft beschreiben. Solche Auszehrungen und Umkippvorgänge sind jenseits des Vorstellbaren. Ist aber der gesamte Entkräftungsprozeß an seinem Nullpunkt angelangt und nicht nur bewußt geworden, sondern zum alles durchdringenden Schmerz versteinert, dann breitet sich jene Erstarrung aus, die im allgemei-

nen als Resignation bezeichnet wird. Aus dem Höchstgefühl der unbegrenzten Möglichkeiten wird ein Fallen ins Bodenlose. Blindes Aufbegehren wird zur ebenso blinden Abdankung. Das Spiel ist aus.

Nun gibt es allerdings nicht nur diese «schwarze» Spielart der Resignation, sondern auch eine «weiße» und eine «graue». Die «schwarze» Resignation setzt ein, wenn jemand, wie eben angedeutet, alle lebendigen und belebenden Gegensatz-Spannungen entkräftet hat, so daß sein Leben kraftlos wird, leblos geradezu, und eher einem Dahinvegetieren gleicht, selbst wenn es noch zwanzig Jahre anhält oder mehr. Ganz anders die «weiße» Resignation, die einzig realistische und wohl seltenste Spielart. Sie setzt weniger ein, als daß sie eingesetzt wird durch den, der eines Tages spürt, in welchem Maße er in seinem Leben die konflikträchtigen Spannungen ausgetrieben hat. Hier läßt der Betroffene sich treffen; er stellt sich dem Schwund, statt zu schwindeln, und versucht, die ausgestoßenen Nachbarn zurückzugewinnen, sie heimzuholen ins gemeinsame Haus. Wieder anders die «graue» Resignation. Wer von ihr befallen wird, merkt zwar, daß er «entzwei» ist, weil er dem Wechselspiel seiner Kräfte die jeweils andere Seite entzogen hat, macht aber «einseitig» weiter und will nicht wahr haben, was ihm fehlt. Er überspielt seine offensichtlichen Entzugerscheinungen, überzieht den Rest seiner Ressourcen noch mehr und hastet kopflos weiter, ohne sich umzuschauen. Irgendwann ist damit einmal Schluß, aber es kann erstaunlich lange dauern. Die «graue» Resignation gleicht einem verleugneten Herzinfarkt.

Mir ist völlig klar, daß damit längst nicht alle Entstehungsbedingungen, Verlaufsstrukturen und Erscheinungsbilder der Resignation skizziert, geschweige denn entfaltet sind. Dennoch spricht einiges für die Annahme, daß die «graue» Resignation mit ihren unterschlagenen Gegensatzverlusten nicht nur individuell am häufigsten auftritt, sondern daß sie auch epochal, in den zunehmend kraftloser werdenden Lebensformen unserer europäischen Geschichte beherrschend geworden ist. Ich denke dabei – eher plump und pauschal – an vier verschiedene Lebensformen in vier aufeinanderfolgenden Epochen. Es sind die griechische Antike mit ihrem «Seinsgrund», das christliche Mittelalter mit seinem Schöpfer- und Erlösergott, die aufgeklärte Neuzeit mit ihrem Humanitätsideal und die Gegenwart mit ihrer technischen Selbstverdoppelung des Menschen. Leiden diese Orientierungs- und Bezugssysteme der letzten zweieinhalb Jahrtausende an latent fortschreitendem Gegensatzmangel? Nur diese Frage interessiert mich hier, besser gesagt: diese Vermutung. Ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen, ist einen Versuch wert, und wenn er nicht gänzlich mißlingt, dann zeigt sich dabei vielleicht auch, inwieweit epochale und individuelle Züge der «grauen» Resignation aufeinander abfärben.

Das aussetzende Wechselspiel

«Der Mensch ist nicht Engel, nicht Tier. Das Unglück will, daß, wer den Engel spielt, zum Tier wird» – dieses Wort *Pascals* erinnert von fern ans abrupt aussetzende Wechselspiel der Wippe mit ihrem «Weg hinauf, Weg hinab – ein und derselbe». Das Wort vom *Weg* hinauf hinab sprach der Grieche Heraklit, das Wort vom *Menschen* hinauf hinab der Christ Pascal. Sie lebten in völlig verschiedenen Epochen mit völlig verschiedenen Vorgaben: der alles in sich versammelnde Logos ist nicht das Wort, das Fleisch angenommen hat in der Zeit. Nur eines scheint einen Griechen wie Heraklit und einen Christen wie Pascal zu verbinden: die gleichbleibende Überzeugung von der Gegenläufigkeit allen Lebens. Aber stimmt das in einem mehr als äußerlichen Sinne? Oder ist der gegenläufig geflochtene Faden, das sie verbindende Band, nur scheinbar noch da und in Wirklichkeit längst zerrissen? Und wenn nicht zerrissen, so doch arg verschlissen im Fortgang des Christentums?

«Sowohl Leben als auch Sterben ist in unserem Leben wie in unserem Tode vereint: denn wenn wir leben, so sind unsere Seelen gestorben und in uns begraben; wenn wir aber sterben, so

auferstehen und leben unsere Seelen» – dieses Wort wird von Heraklit überliefert. «Wer sein Leben verliert, wird es gewinnen» – dieses Wort wird von Jesus dem Christus überliefert, der nach christlichem Glauben Gekreuzigter und Auferstandener ineins ist. Solche kargen Stichworte wollen griechische Seinsfrömmigkeit und christlichen Glauben keineswegs über einen Leisten schlagen. Das wäre barer Unsinn und nicht einmal im Zuge der hier gehandhabten Holzschnittmanier zu rechtfertigen. Vermutet wird lediglich das fortwirkend gemeinsame und offenbar zentrale Strukturprinzip, also die bewegende und belebende Gegensätzlichkeit an ein und demselben. Doch das änderte sich, als der Glaube in die Jahre kam und älter wurde, erst ein bißchen, dann immer mehr. Da wurde das untrennbar verbundene und vereinte Wechselspiel nicht mehr von allen Gläubigen mitgespielt. Insbesondere ein Großteil christlicher Theologie und ein Großteil christlicher Volksfrömmigkeit haben wesentliche Glaubenselemente, die ineinander verfigt gehören, so weit auseinander gerückt, daß ihre fließenden Gegensätze zu gerinnen drohten. Wenn Diesseits und Jenseits, Zeit und Ewigkeit, aber auch Himmel und Hölle, Engel und Teufel als in sich ruhende «Größen» genommen werden, dann schwindet ihre wechselseitige Belebungs kraft, und sie drohen zu erstarren.

Gegen die bedrohliche Verfestigung der Gegensätze erhob sich Widerstand – etwa von seiten der Mystiker, und zwar weit über das Mittelalter hinaus. «Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, so du selber nicht machst einen Unterscheid», schrieb *Angelus Silesius* – und auch: «Halt an, wo läufst du hin? Der Himmel ist in dir; Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für» – ja noch kühner: «Gott ist dem Belzebub nah wie dem Seraphim, Es kehrt nur Belzebub den Rücken gegen ihn». Doch der Widerstand hielt nicht vor, das Gegengewicht war nicht stark genug; es konnte sich nicht durchsetzen gegen die längst angebahnte, zunehmend erstarkende Tendenz, den Graben zwischen Geist und Leib, zwischen Geschichte und Natur immer breiter werden zu lassen. *Albert Camus*, Christ von Geburt und Grieche von Geblüt, klagt darum den Verlust einer elementaren Mitgift ein, wenn er schreibt: «... als die Kirche ihr mittelmeeres Erbe zerstreute, legte sie das Gewicht auf die Geschichte zum Nachteil der Natur». Ich lese diesen Satz als Protest gegen den Kräfteverfall jener «grauen» Resignation, den die altgewordene Christenheit nicht wahrhaben wollte. Camus hat keineswegs übersehen, daß die einseitige Gewichtsverschiebung nicht mehr rückgängig zu machen ist. Dennoch beharrte er bis zu seinem frühen Tod auf der Kraft jenes «mittelmeeres Denkens», in dem die Fasern von Natur und Geschichte nicht nur vielfach verschlungen, sondern durch einen gemeinsamen Wurzelgrund verbunden bleiben.

Wie griechisches Seinsverständnis durch Auslegungen christlichen Glaubens abgelöst wurde, in denen das trennende Unterscheiden und Auseinanderziehen die Oberhand gewann, so wurde mit Beginn der sogenannten Neuzeit das Auseinandergezogene getrennt. Es wurde zerschnitten vom Menschen, der sich als Subjekt der Geschichte zum selbstbewußten Souverän einsetzte, dem die Welt der Dinge unterstand: «oben» das Reich der Freiheit, «unten» das Reich der Notwendigkeit. Die Gegensätze, ursprünglich fließend und später gestaut, blieben zwar noch erhalten, doch nun – mit Hegel zu sprechen – als festgewordene Gegensätze.

Der getriebene Treiber

Bei diesem einschneidenden Unternehmen hat die Vernunft des Menschen, als aufgeklärter Verstand, nur eine zweitrangige Rolle gespielt. Die Hauptrolle lag – individuell wie epochal – fest in den Händen des Willens, anschaulicher gesagt: in seinen Hüfen und Muskeln. Denn der blinde Wille gleicht einem wilden Tier, das gezähmt werden muß und auch gezähmt werden kann – was aber äußerst anstrengend ist und vor allem kein bißchen heroisch wirkt. Also lieber direkt drauflos, ohne mühsamen und zeitraubenden Umweg. Das treibt einem den Stolz in

die Glieder und ein Leuchten in die Augen: immer voran, ohne nach rechts und nach links zu blicken, geschweige denn zurück. Der vermeintliche Treiber war in Wirklichkeit der Getriebene, von Anfang an. So hing auch seinerzeit auf dem Rücken seines wilden Gauls der verblendete Verstand mit schleppenden Zügeln – Gerittener, nicht Reiter. Ausschweifende Bilder eines ausschweifenden Vorgangs sind das, ich weiß. Das Tier des Willens durchbrach im spärlich flackernden Laternenlicht der Aufklärung jenes Dunkel, in das hinein sich alles Leben sammeln muß, um ganz bei sich zu bleiben. «Die Natur liebt es, sich zu verbergen», hieß es bei Heraklit. Das ist nun vorbei. Was gibt's schon zu verbergen? Was heißt schon «Natur»? Entreißen muß man sie dem Schlaf ihrer Verborgenheit, damit wir sie zu sehen bekommen. Beine muß man ihr machen, damit sie für uns läuft. Die Treibjagd begann. Naturwissenschaft und Technik, Jünglinge damals, hetzten das Wild und hatten Schaum vorm Mund.

Die alten Griechen? Mögen sie ruhen in der dunklen Requisitionskammer ihrer Mythen, dieser Fundgrube jedes Kostümverleihs. Die mittelalterliche Christenheit? Ein dämmernder Kulissenzauber, dekorativ als Hintergrund, vor dem die neuen Stücke spielen: humanistische Stücke, Rokoko-Stücke und auch die sublimen Durchtriebenheiten eines Voltaire. Die Nacht der Unwissenheit im Fackellicht der Aufklärung zu erhellen – das war der Zündstoff aller flammenden Appelle. Nur wenige merkten, daß sogar diese Flamme zwiefach Flamme ist und ihrerseits ein gegenstrebig Ding: sie kann ja nicht nur leuchten und erhellen, sondern auch brennen und in Brand setzen – wie in einem Fabelchen aus jener Zeit. Der's dichtete, hat gemerkt, daß seine Zeitgenossen drauf und dran waren, etwas zu übersehen und zu übergehen – den Herzinfarkt der «grauen» Resignation:

«Ein Affe steckt' einst einen Hain
 Von Zedern nachts in Brand,
 Und freute sich dann ungemain,
 Als er's so helle fand.
 Kommt, Brüder, seht, was ich vermag;
 Ich – ich verwandle Nacht in Tag!
 Die Brüder kamen groß und klein,
 Bewunderten den Glanz
 Und alle fingen an zu schrein:
 Hoch lebe Bruder Hans!
 Hans Affe ist des Nachruhms werth,
 Er hat die Gegend aufgeklärt.»

Das nennt man: klare Verhältnisse schaffen. Schön übersichtlich die ganze Gegend: hier der Mensch, dort sein Werk. Die Nachfahren von Hans Affe haben wieder und wieder ein Stück Natur abgetrennt, zugleich ein Stück Menschennatur nach dem anderen – und noch ein Stück, und noch ein Stück, immer in Richtung Selbständigkeit, in Richtung Überlegenheit, in Richtung Unabhängigkeit; noch ein Stück aufgeklärter, noch ein Stück humaner, noch ein Stück autonomer: bald haben wir die Geschichte ganz im Griff, einiges gehört noch bereinigt, einiges gehört noch verbrannt, einiges gehört noch abgetrennt, aber dann ... Aber dann kam noch immer nicht die «weiße» Resignation des blanken Entsetzens übers beschädigte Leben, sondern wieder eine «graue», die es verstand, sich herauszulügen, noch ein bißchen leichter, noch ein bißchen besser, noch ein bißchen überzeugender: was für eine Selbstverleugnung, die ihrer eigenen Verlogenheit auf den Leim geht! Doch «es gibt kein richtiges Leben im falschen», heißt es bei Adorno, der die zerklüftete und zerrissene Welt so illusionslos betrachtet wissen will, wie sie «im Messianischen Lichte daliegen wird» und – obwohl es «das ganz Unmögliche» ist – «einmal ganz ins Auge gefaßt, zur Spiegelschrift ihres Gegenteils zusammenschießt».

Adornos Bild von der gegenleserlichen Spiegelschrift wirft ein grelles Licht auf die verlöschende Leuchtkraft jener Menschenrechtsparolen, die ihre Lösungen durch Loslösungen erkaufte haben. Abgeschnitten, entschwindet und entfärbt den großen Worten die Glaubwürdigkeit. «Sprachekel» stellt sich ein. So

benennt *Christa Wolf* in ihrer Büchner-Preisrede diese Phase der «grauen» Resignation und sagt: «Eine Menge von Wörtern, auf die wir angewiesen zu sein glaubten, aus der Klasse «Freiheit», «Gleichheit», «Brüderlichkeit», «Menschlichkeit», «Gerechtigkeit» sind uns entzogen ..., da ihnen nichts, auch kein Glaube mehr, entspricht ... An ihre Stelle ... tritt das schlichte stille Wort: verkehrt. – Der Zustand der Welt ist verkehrt, sagen wir probeweise, und merken: es stimmt.»

Selbstverdopplung als Ideal

Verkehrt hat sich die Wippe. Genau dieselbe Seite, auf die wir hoch hinauf wollten, ist hart unten aufgeschlagen. Denn die Gegenseite ist mittlerweile fast völlig leer. Die Gegensätze sind nahezu verbraucht, verzehrt, vertilgt von der einen und einzigen Seite, die sich vor lauter Übergewicht nicht mehr vom Fleck rühren kann. Sogar die festgewordenen Gegensätze – einer davon hieß: Natur als Material – sind beinahe ausgeschlachtet und vereinnahmt. Gibt es keinen Gegensatz mehr? Die vierte Epoche hat begonnen, wir leben mittendrin. Ihre Lebensform ist die offensichtlich unbeirrbar Selbstverdopplung des Menschen durch Technik: ich wachse über mich hinaus, klettere mir selbst auf die Schultern. Hier stehe ich, doppelt so groß – nein: zehnmal, hundertmal, tausendmal so groß –, und der hier steht in überlebensgroßer Größe, hat sich selbst so groß hierher gestellt. Sitz ich mir selber auf, mit einem Satz, huckepack mein eigenes Gewicht? So unvorstellbar das ist – es geht anscheinend. Es geht so gut, daß wir – nach *Günther Anders* – mehr herstellen und anstellen können, als wir vorstellen können. Und genau an diesem Punkt kipp ich mit mir selber um: noch nie war meine Wippe derart einseitig besetzt und überfrachtet.

Das ist noch weniger neu als alles andere. Neu wirkt höchstens der neuerlich verdrängte Herzinfarkt der «grauen» Resignation, der vorerst letzte Umkippp-Effekt. Wenn nämlich die Macher merken, daß die von ihnen gemachten Doppelgänger keinerlei Mängel und Fehler aufweisen; daß sie niemals versagen, niemals ermüden; daß sie nicht einatmen und ausatmen, nicht lachen und weinen, nicht ankommen und Abschied nehmen müssen; daß sie an Kraft, Tempo und Präzision ihre Hervorbringer bei weitem übertreffen, dann überkommt ihr hochgemutes Schaffenspathos ein beschämendes Unterlegenheitsgefühl, das voller Bangigkeit sich fragt: wer bin *ich* denn schon? Niedergedrückt von dieser «prometheischen Scham», muß der Macher sich unterlegen fühlen, sobald er seine «antiquierten» Qualitäten an den Qualitäten des Gemachten mißt. Der Produzent schämt sich seines Makels, gezeugt, geboren und geworden zu sein, statt – wie das Produkt – makellos gemacht zu sein. Wenn den Machern dieses Unterlegenheitsgefühl zur zweiten Natur wird, setzt ein Rollentausch ein: nicht mehr *sie* sind die Herren der Geschichte, sondern die gemachten Dinge, denen es kraft der schöpferischen Fähigkeit des Selbstverdopplers gelungen ist, an seiner Statt die Führung zu übernehmen. Wenn die Produkte die «Begabten» von heute sind; wenn sie als hochentwickelt gelten und als ausgereift, dann wird es für den Menschen höchste Zeit, daß er sein unterentwickeltes, unreifes Menschsein hinter sich bringt.

Hinter uns liegt die lange Geschichte einer Sucht: der Sucht, den Gegensatz zum Verschwinden zu bringen. Epochenweise zugenommen, hat diese Schwindsucht sich potenziert und einen Entkräftungsprozeß bewirkt, der die «graue» Resignation des uneingestandenen Verzichts ihrem Nullpunkt zutreibt. Zugleich aber wächst gegenwärtig allem Anschein nach ein Gespür für den schleichenden Verfall dieses unverzichtbaren Lebensprinzips: Trauer drängt zum Widerstand bei immer mehr Menschen quer durch die Generationen, quer durch die Traditionen. Sie schöpfen aus unverbrauchten Quellen teils christlich wiederbelebter, teils griechisch benachbarter, teils elementar aufbrechender Gegensätzlichkeit. Notgedrungen schwach, verkörpern sie einen Gegensatz, der hoffen läßt: die Macht der Ohnmächtigen.

Karl-Dieter Ulke, München

«Vielleicht hält Gott sich einige Dichter ...»

Gedanken zum Symposium «Theologie und Literatur» in Tübingen (7.-9. Mai 1984)

«Es gibt keine christliche Schuhmacherkunst; es gibt nur Schuhmacher, die Christen sind», sagte *Walter Jens* in einem Gespräch am Rande des von ihm und *Hans Küng* einberufenen Symposions zum Thema «Theologie und Literatur» in Tübingen. Auf den eigentlichen Gegenstand des dreitägigen intensiven Nachdenkens übertragen heißt das: Es gibt keine christliche Literatur; es gibt nur Schriftsteller, die Christen sind.

Solche hatten sich denn auch eingefunden in Tübingen. Aber auch andere, solche, die sich gegen eilfertige Vereinnahmung durch Theologen zur Wehr setzten und Skepsis anmeldeten, wie etwa *Adolf Muschg* oder auch *Kurt Marti*, der Pfarrer, von dem in seinen jüngsten Aufzeichnungen «Ruhe und Ordnung» die Worte zu lesen sind: «Gefähr, als «christlicher» Dichter von den einen vereinnahmt, von andern abgehakt zu werden. Bin aber kein «christlicher» Dichter». Schreibend folge ich meinem Schreibtrieb, keinem Programm ...»

Ungeachtet einer gewissen Scheu und Reserve im Umgang miteinander hatten sich vom 7. bis zum 9. Mai an der Universität Tübingen Schriftsteller, Theologen und Literaturwissenschaftler zu Gesprächen, Lesungen, Diskussionen und Arbeitssitzungen zusammengefunden, die vorläufig noch Einmaligkeitswert besitzen. «Zum erstenmal im deutschen Sprachraum», sagte *Hans Küng* in seiner Eröffnungsrede, «werden die vier an diesem Dialog beteiligten Gruppen in dieser Form zusammengebracht: Schriftsteller, Literaturwissenschaftler, Theologen und Literaturtheologen, diejenigen Grenzgänger, die in den letzten Jahren die Gesprächsfäden immer wieder neu geknüpft haben.»

Es war einem solchen «Grenzgänger», dem Literaturtheologen *Paul Konrad Kurz*, vorbehalten, an eine noch nicht allzu ferne Vergangenheit zu erinnern, da, etwa auf dem Germanistentag von 1968, Literaturwissenschaft sich zu allen andern Disziplinen in Beziehung setzte – nur nicht zur Theologie. An Zeiten aber auch, da man sich bestimmter Werke wegen – Bölls «Ansichten eines Clowns» oder Hochhuths «Stellvertreter» – in den Haaren lag und Dichtung in gewissen Kreisen einen Protest auslöste, der heute so nicht mehr denkbar wäre. Den schwelenden Konflikt zwischen Literatur und Theologie führte Kurz in seinem Referat auf Ansprüche der Orthodoxie zurück, die von Dichtung dogmatische Aussagen verlangte, die diese nicht zu leisten vermag. Religiöse Gedichte können, so Kurz, sehr wohl «Werkzeuge des Glaubens» sein; Dogmen wie die Trinität oder die göttliche Natur Jesu Christi darzustellen, ist ihnen jedoch verwehrt. Statt dessen – die Forderung zog sich wie ein roter Faden durch die Gespräche des Symposions – gilt es in erster Linie zu fragen, ob ein Gedicht ein gutes Gedicht, ein Roman ein guter Roman sei. Gesinnung ist erst in zweiter Linie gefragt; ein Bonus für Tendenz wird heutzutage nicht mehr gewährt.

Gott – ein schlechtes Stilmittel

So wurde denn in den arbeitsreichen Tübinger Tagen eines sehr deutlich: Die sogenannte «christliche Literatur», wie sie vor dem Krieg und noch in den fünfziger Jahren von den einen gelobt, von andern achtlos beiseite geschoben wurde, ist Leseerinnerung geworden: historisch aufzuarbeiten, aber nicht mehr reproduzierbar. Äquivok gebrauchte religiöse Vokabeln erwecken Mißtrauen; außerliterarische Kriterien werden im literaturkritischen Gespräch nur ungern geduldet. Und man muß schon seltsame Vorstellungen von der literarischen Arbeit haben, um, wie Kardinal Höffner, an Literatur die von *Walter Jens* in seiner Eröffnungsrede als abschreckendes Beispiel zitierte Forderung stellen zu können, sie habe endlich wieder «das Erhabene und Beglückende» zu beschreiben und statt des «Pessimistischen, Dunklen und Kernlosen» das «Ganze, Umfassende und Geordnete» darzustellen. «Drängt die Kunst», so

Höffner, «sich nicht selbst an den Rand, wird sie nicht zum Wirrwarr kernloser Schalen, wenn sie sich ... im Ausmalen des Dunklen erschöpft, statt dem Menschen die letzten Fragen nach dem Sinn des Ganzen deuten zu helfen?»

Einem solchen Anspruch hielten Schriftsteller wie Literaturwissenschaftler das Bennische Diktum entgegen, daß Gott allemal «ein schlechtes Stilmittel» und das Gegenteil von Kunst noch immer «gut gemeint» sei. So scharf und hart verliefen allerdings die Fronten in Tübingen nur selten. Man war zusammengekommen, um sich anzuhören, um nach Gemeinsamem zu suchen und zu fragen, wie denn auf der einen Seite «weltliches Reden von Gott», auf der andern ein vom Glauben getragenes lyrisches oder episches Schaffen trotz aller Schwierigkeiten möglich sei.

Am Beispiel Kierkegaards hat *Walter Jens* in seinem Eröffnungsreferat auf die Dialektik christlicher Kunst hingewiesen. «Niemand hat einer», so sagte Jens, «der mit der Vollmacht des Kenners redete (und nicht nur mit der Befugnis des selbtherrlichen Zensors), das Spektakel sogenannter christlicher Künste derart konsequent, wie Kierkegaard es tat, als unernst, amoralisch und irreligiös etikettiert.» Und dennoch war es Kierkegaard, der die religiösen Schriftsteller gleichzeitig als «Spione Gottes» gelten ließ, welche, so Jens, den Auftrag hätten, «den einzelnen gleichsam in die Wahrheit hineinzulisten». «Hüben», so führte Jens aus, «die Verdammung des Künstlers als Inbegriff des theoretischen Menschen und drüben seine Apotheose als Paladin und Stellvertreter des Gekreuzigten: beides steht bei Kierkegaard unmittelbar nebeneinander, beides wird in Form des unbarmherzigsten Selbstgerichts zur Sprache gebracht, das ... je ein Schriftsteller inszeniert, dialektisch gewichtet und, unter dem Aspekt «Möglichkeiten, den poetischen Spionen Gottes die Würde von Reformatoren zurückzugeben», in der Rolle des Anklägers, der zugleich Verteidiger ist, analysiert hat ...»

Einen Ausweg aus dem von Kierkegaard so schmerzlich erlebten Dilemma sieht Jens einzig und allein in der Besinnung des Dichters auf das Concretissimum des Menschlichen, der menschlich erfahrbaren Welt. «Jeder», so forderte er, «der sich heute mit dem Problem «Literatur und Theologie» beschäftigt, muß von dem Grundaxiom ausgehen, daß Literatur auf die Welt angewiesen bleibt, in der das Kreuz steht. Aussagen über ein nicht realitätsvermitteltes, sondern durch den Glauben gesetztes Absolutes hingegen sind ihr versagt: Gott ist für sie so wenig darstellbar wie die Trinität.» Darstellbar ist für sie einzig

die passion des wortes GOTT

das blutet aus allen wunden
das wird vergewaltigt noch und noch
das ist verraten zertrampelt zerschossen geköpft
gerädert gevierteilt gezehnteilt
verlorene glieder wurden durch monströse prothesen ersetzt
das ist sich selber und uns und allem entfremdet
ist schizo und neuro und psycho
zerstochen über und über von nadeln mit denen
fremde substanzen injiziert worden sind
das agonisiert ohne ende
ist vielleicht schon tot oder noch nicht oder
das consilium der ärzte diskutiert noch zur zeit
und ALSO wurde das wort GOTT
zum letzten der wörter
zum ausgebeuteten aller begriffe
zur geräumten metaphor
zum proleten der sprache

kurt marti («abendland», 1980)

und allein der leidende Mensch in Analogie zum leidenden Jesus von Nazaret; der kerygmatische Christus hingegen bleibt Gegenstand der Theologie: «Nicht unter den Himmeln, sondern unten, beim Kreuz und Fleisch, setzt ... eine Literatur an, die Poesie der Moderne, der es darum zu tun ist, den historischen Jesus wieder ins Blickfeld zu rücken und ihn, den Leidenden, mit einer Welt zu konfrontieren, für die, nach Auschwitz, der Pantokrator zum Anachronismus geworden ist.» Es war neben Kierkegaard und Dostojewski vor allem Celan – mit Gedichten wie «Tenebrae» oder «Psalm» –, der Jens als Beispiel dafür stand, wie Dichter des 20. Jahrhunderts von Gott zu reden vermögen.

Literatur als unverfügbare Gegenmacht

Hans Küng gab Jens weitgehend recht, wenn er in seinem Referat die Theologen davor warnte, Literatur vorschnell «zur Illustration und Selbstbestätigung festgeschriebener, unveränderlicher Inhalte» zu benutzen und sie «homiletisch, katechetisch oder pädagogisch zu verzwecken». Und auch die meisten der anwesenden Schriftsteller von *Adolf Muschg* über *Peter Härtling*, von *Lars Gustafsson* bis zu *Kurt Marti* und *Ingeborg Drewitz* stimmten mit ihm überein, wenn sie ihre Skepsis gegenüber großen Worten und ihre Berührungsängste gegenüber leichtfertigen Harmonisierungstendenzen der Theologie zum Ausdruck brachten.

Mit Kurt Martis Warnung von der «passion des wortes GOTT» im Hinterkopf gingen auch Literaturwissenschaftler wie der Amerikaner *Theodore Ziolkowski*, wie der Frankfurter Germanist *Klaus Jeziorkowski* und vor allem der Tübinger Literaturtheologe *Karl-Josef Kuschel* an die Interpretation literarischer Texte heran. Da wurde erinnert an die grundsätzliche «Ambivalenz von Dichtung», die sich jeglichem «Allgemeingültigkeitsanspruch» eines Interpretieren widersetzt (Ziolkowski). Da wurde klar gemacht, daß religiöses Sprechen immer schon «Übersetzen» bedeutet und daß es «ein genuin christliches Kunstwerk» nicht geben kann, weil es «eine spezifisch christliche Ästhetik, eine christliche Struktur und Form» nicht gibt (Jeziorkowski). Und da war schließlich, ausgehend von Walter Jens' Begriff einer «Concordia discors», die Rede von der einzig möglichen «Koalition der Betroffenen» bei Karl-Josef Kuschel, von einer «produktiven Kollision» bei dem Tübinger Moraltheologen Dietmar Mieth. Anhand zahlreicher Beispiele zeigte Kuschel in seinem Referat auf, wie heutige

«Orientierung» am Katholikentag

Im Rahmen des 88. Deutschen Katholikentags in München (4.–8. Juli) wollen wir auch mit der ORIENTIERUNG ein wenig präsent sein. Es freut uns, wenn es zu Begegnungen zwischen Lesern, Autoren und unserer kleinen Delegation aus Redaktion und Administration kommt. Wer bereit ist, bei bestimmten Veranstaltungen unsere Zeitschrift «von Mensch zu Mensch» bekanntzumachen, oder eine Gelegenheit dazu unter ihm bekannten Gruppen sieht, ist freundlich eingeladen, sich an folgenden Stellen mit Probenummern einzudecken:

1) *Messegelände, Halle 2*, «Kirche am Ort – Lebendige Gemeinde» (am Stand der *Initiative Kirche von unten*).

2) *Löwenbräukeller*, Stiglmaierplatz (U-Bahn-Linie U1), wo die Initiative Kirche von unten ihr «Politisches Café» führt. Hier werden wir unseren eigenen kleinen Stand bzw. Tisch haben und von hier aus weitere Stelldichens und Zusammentreffen (z. B. mit Autoren unserer Zeitschrift) abmachen können.

Unter den Anlässen der «Kirche von unten» sei hingewiesen auf deren «Liturgisches Fest» (Donnerstag, 5. 7., 20 Uhr, Moll-Halle, Westpark/IGA) und die große «Nacht der Solidarität» am Samstag, 7. 7., in der Olympia-Halle mit Vertretern aus Lateinamerika, Südafrika sowie von Sinti und Roma aus Deutschland (Referenten: Heinrich Albertz, Helmut Frenz und Norbert Greinacher, diverse Theater, Infostände, Gesprächsforen und mehrere Musikgruppen). Gemeinsam mit der Leitung des offiziellen Katholikentags (ZdK) gestaltet die Initiative Kirche von unten, München, ein Forum: *Gemeindevorstellungen im Widerstreit* (Unterschiedliche Wege zu lebendiger Gemeinde): Freitag, 6. 7., 10 Uhr im Pschorr-Keller, Theresienhöhe 4 (beim Messegelände).

Weitere Informationen und Materialien sind erhältlich bei: Initiative Kirche von unten, Baaderstr. 57, D-8000 München 5. Spenden: Bildungswerk Initiative Kirche von unten e. V., Postgirokonto Nr. 81 93-509, Postgiroamt Köln (Spendenquittungen).

Autoren aus dem Glauben heraus religiöse Inhalte vermitteln und zu welch traurigen Mißverständnissen es führen kann, wenn gute Absicht über formale Bewältigung gestellt wird. Kuschel war es vorbehalten, jene poetischen Zeugnisse anzuführen, in denen Literatur zur kritischen Anfrage an die Theologie, vor allem an eine in Jargon und Dogmatik erstarrte Sprache wird: «als unverfügbare Gegenmacht ..., die ihre «eigene Vernunft» (H. Böll) hat, die aber gerade so – in Verfremdung religiöser Thematik – dem theologischen Rezipienten Wirklichkeitsgewinn und Zeitgenossenschaft vermittelt.»

Nur auf dieser Ebene vermag dann auch etwas von der oben erwähnten Forderung von Kardinal Höffner nach Hilfe beim Lösen letzter Fragen nach dem Sinn des Ganzen in Erfüllung zu gehen. Dabei waren es in Tübingen nicht zuletzt die Theologen, die sich von seiten der Schriftsteller die Frage nach der Tauglichkeit ihrer Sprache stellen lassen mußten. Beispiele wie Karl Barth oder Karl Rahner standen da einsam und richtungweisend im Raum. An die Adresse der Anwesenden erging die scheue Bitte, «mit ihren Mitteln», so Kuschel, «das literarische Korrelat für die unausrottbare Gewißheit zu suchen, daß der im «Menschgewordenen» aufleuchtende Gott sich in der Alltäglichkeit, der Verborgenheit und Ausgestoßenheit zeigt».

Die Theologen, das zeigten die Tübinger Tage deutlich, waren als die Lernenden und Empfangenden an den gemeinsamen Tisch gekommen. Sie mußten sich mit Karl Rahner sagen lassen: «Die Fähigkeit und die Übung, das dichterische Wort zu vernehmen, ist eine Voraussetzung dafür, das Wort Gottes zu hören.» Oder, wie Kurt Marti es einmal formuliert hat: «Vielleicht hält Gott sich einige Dichter (ich sage mit Bedacht: Dichter!), damit das Reden von ihm jene heilige Unberechenbarkeit bewahre, die den Priestern und Theologen abhandeln gekommen ist.»

Klara Obermüller, Zürich



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)
Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842
 Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
 Konto Nr. 0842-556967-61
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 10070)
 Konto Nr. 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004
Jahresabonnement 1984:
 Schweiz: Fr. 35.- / Studenten Fr. 25.50
 Deutschland: DM 43.- / Studenten DM 29,50
 Österreich: öS 330,- / Studenten öS 215,-
 Übrige Länder: sFr. 35.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 40.- / DM 50,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzelexemplar: Fr. 2.50 / DM 3,- / öS 22,-

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

AZ

8002 Zürich